

DAVID LISS

dot
books

Der Kaffee-
Händler

ROMAN



»Du hast überhaupt keine Sorgen«, sagte Miguel düster. »Ich sollte dir welche von meinen leihen.«

»Dein Bruder macht doch Geschäfte mit ihm, oder? Warum kann er nicht Parido bitten, dich in Ruhe zu lassen?«

»Offen gestanden glaube ich, dass mein Bruder ihn noch ermutigt«, meinte Miguel bittet Schlimm genug, dass er von seinem jüngeren Bruder abhängig war, aber Daniels Freundschaft mit dem *Parnass* ärgerte ihn besonders. Bestimmt berichtete Daniel ihm alles, was Miguel sagte oder tat.

»Lass uns wieder reingehen«, schlug Nunes vor. »Wir warten, bis er weg ist.«

»Die Genugtuung gönne ich ihm nicht. Ich werde es darauf ankommen lassen müssen, aber ich glaube nicht, dass dein Auftritt ihn getäuscht hat. Wir sollten deinen Zeh brechen, sonst wirst du noch beschuldigt, in der Synagoge gelogen zu haben.«

»Ich bin deinetwegen ein Risiko eingegangen. Du könntest ein wenig Dankbarkeit zeigen.«

»Du hast Recht. Sollte er deinen Zeh inspizieren und feststellen, dass er heil ist, sagen wir einfach, hier wäre ein großes Wunder geschehen.«

Sie humpelten hinaus in den Hof. Und obgleich er sich beherrschen wollte, konnte Miguel nicht anders, als einen Blick in die Ecke zu werfen, wo er Parido gesehen hatte. Aber der *Parnass* war nicht mehr da.

»Dass Parido dir auflauert, ist schlimm genug«, bemerkte Nunes, »aber dass er dir nachspioniert und dann im Schatten verschwindet – das ist noch furchtbarer, als ich gedacht habe.«

Miguel war nicht wohl in seiner Haut. »Gleich wirst du mir erzählen, dass ein Viertelmond die Sache noch schlimmer macht.«

»Ein Viertelmond ist ein schlechtes Omen«, stimmte Nunes zu.

Miguel räusperte sich. Was wollte der *Parnass* von ihm? Er hatte in der letzten Zeit keine religiösen Gebote öffentlich verletzt, obgleich es sein konnte, dass er mit Hendrick auf der Straße gesehen worden war. Dennoch, unpassender Kontakt mit Nichtjuden rechtfertigte kaum eine derartige Aktion. Parido führte etwas anderes im Schilde, und obwohl Miguel nicht wusste, was, so war ihm klar, dass es nichts Gutes war.

Aus

Die auf Tatsachen beruhenden und aufschlussreichen Memoiren des Alonzo Alferonda

Meine Übersiedlung nach Amsterdam erfüllte zunächst all meine Hoffnungen. Nachdem ich mich zu viele Jahre im schmutzigen Schlamm von London, jener stinkenden Hauptstadt einer stinkenden Insel, gesuhlt hatte, erschien mir Amsterdam als der sauberste und schönste Ort auf der Welt. Revolution und Königsmord hatten Unruhe über England gebracht. Während ich dort lebte, hatte ich Gelegenheit, einen Mann namens Menasseh Ben Israel kennen zu lernen, der aus Amsterdam gekommen war, um Cromwell, den

kritischen Lordprotektor, dazu zu überreden, englischen Juden zu erlauben, sich dort niederzulassen. Menasseh malte ein Bild von Amsterdam, das die Stadt wie den Garten Eden mit roten Backsteinhäusern erscheinen ließ.

Zunächst neigte ich dazu, ihm zuzustimmen. Der örtliche Ma'amad, der Ältestenrat der Juden, empfing Neuankömmlinge herzlich. Er sorgte dafür, dass gütige Fremde uns aufnahmen, bis wir eine eigene Behausung gefunden hatten. Er schätzte sofort unsere Kenntnisse über die Sitten und Gesetze unserer Rasse ein und begann, uns auf den Gebieten zu schulen, auf denen wir Unwissenheit zeigten. Die Talmud-Thora, die prächtige Synagoge der portugiesischen Juden, bot Gelegenheit zum Studium auf allen Ebenen der Gelehrsamkeit.

Ich traf mit meinen Ersparnissen in Amsterdam ein und konnte es mir leisten, zuerst den Markt zu beobachten, da ich noch nicht wusste, welche Art von Geschäft ich betreiben wollte. Ich entdeckte jedoch bald etwas, das mir zusagte. An der Börse war eine neue Form des Handels entstanden, bei dem man kaufte und verkaufte, was niemand besaß und was eigentlich auch nie jemand in seinen Besitz zu bringen beabsichtigte. Es war eine Art Wettgeschäft, genannt *Terminkontrakt*, bei dem man darauf setzte, ob der Preis einer Ware steigen oder fallen würde. Wenn der Händler richtig riet, verdiente er weitaus mehr Geld, als wenn er direkt gekauft oder verkauft hätte. Hatte er dagegen falsch geraten, konnte sein Verlust gewaltig sein, denn er verlor nicht nur das Geld, das er investiert hatte, sondern schuldete auch die Differenz zwischen dem Betrag, den er angenommen hatte, und dem endgültigen Preis. Mir wurde klar, dass dies kein Geschäft für Ängstliche war. Es war ein Geschäft für diejenigen, die Glück haben, und ich hatte mein Leben damit zugebracht zu lernen, mein Glück selbst in die Hand zu nehmen.

Darin war ich nicht der Einzige. Überall an der Börse gab es Gruppen, die sich Handelskonsortien nannten und die den Markt nach besten Kräften manipulierten. So brachte ein Konsortium zum Beispiel das Gerücht in Umlauf, es wolle britische Wolldecken kaufen. Die Börse reagierte darauf, dass eine große Gruppe von Männern den Kauf plante, und dementsprechend stieg der Preis. In Wirklichkeit aber beabsichtigte das Konsortium zu verkaufen, und sobald die Decken einen lohnenden Preis erzielten, setzte es seine Absicht um. Diese Organisationen, so wird mein scharfsinniger Leser erkennen, lassen sich auf ein heikles Unterfangen ein, denn meistens müssen sie den Gerüchten gemäß agieren, sonst würden diese unglaubwürdig werden.

Ich wurde bald so etwas wie ein Lieferant von Gerüchten und verstand es, mit den Informationen zu jonglieren. Ich besaß ein Geschick dafür, meine Spuren zu verwischen. Überprüfen Sie die Würfel, wenn Sie es wünschen, lieber Herr. Sie werden sehen, dass es ganz gewöhnliche sind. Hier ein Wort fallen gelassen, dort ein Gerücht ausgestreut. Nicht von mir natürlich. Auf diese Ware setzen, auf jene nicht. Es erwies sich als einträgliches kleines Geschäft.

Kurz nach meiner Ankunft verbrachte ich meine Mußestunden oft in einem kleinen Spielhaus, das einem Burschen namens Juarez gehörte. Das Spielen war vom Ma'amad streng verboten, aber viele verbotene Dinge wurden in Wahrheit toleriert, wenn sie in aller Stille vor sich gingen. Juarez besaß eine geschmackvolle Schenke für portugiesische Juden. Sie bot Speisen und Getränke, die nach unseren heiligen Geboten zubereitet wurden, und

Huren durften ihr Gewerbe nicht ausüben, deshalb ließen ihn die *Parnassim* in Ruhe. Ich spielte dort Karten mit einem Kaufmann, der rund zehn Jahre älter war als ich und Solomon Parido hieß. Er hatte eine Abneigung gegen mich und ich eine gegen ihn. Woran das lag? Ich kann es nicht mit Gewissheit sagen. Es gab keine Kränkung, mit der alles begann, keine Beleidigung, die nach Rache verlangte. Manchmal ist es einfach so, dass zwei Menschen es nicht ertragen, einander nahe zu sein, wie Magneten, die sich gegenseitig abstoßen. Ich fand ihn zu sauertöpfisch, er fand mich zu überschwänglich. Obwohl Arbeit und Gebet uns häufig zusammenführten, freute sich keiner von uns je darüber, den anderen zu sehen. Manchmal waren wir im selben Raum, und er warf mir völlig grundlos einen finsternen Blick zu, den ich mit dreistem Lächeln erwiderte. Oder er machte eine Bemerkung über *Betrüger*, ein Versuch, gegen meine Herkunft zu sticheln, und ich entgegnete mit einem Hinweis auf *Idioten*, da ich wusste, dass sein einziger Sohn geisteskrank zur Welt gekommen war.

Alferonda, werden Sie vielleicht sagen, *Sie sind grausam, einen Mann für sein Unglück zu verspotten*, und gewiss hätten Sie Recht damit. Es *ist* grausam, aber Parido rief diese Grausamkeit in mir hervor. Wäre er freundlicher gewesen, hätte ich ihm womöglich mehr Mitgefühl entgegengebracht. Dann hätte ich seinen Reichtum – sein riesiges Haus voller Teppiche und Gemälde und Goldgeschmeide, seinen überladenen Vierspänner, seine Manöver an der Börse, die nur dank der bloßen Menge an Kapital gelangen – als schwachen Ausgleich für sein häusliches Unglück betrachtet. Und seine teuren Kleider wären mir als Maske erschienen, hinter der er seine Melancholie verbergen konnte. Ich hätte seine üppigen Bankette – verschwenderische Angelegenheiten mit Dutzenden von Gästen, Fässern voller Wein, ganzen Käserädern, Herden gebratener Rinder – mit anderen Augen gesehen, denn ich wäre selbst Gast bei diesen Banketten gewesen und hätte miterlebt, welche Befriedigung er darin fand, den Gastgeber zu spielen. Doch ich erhielt nie eine der sorgfältig geschriebenen Einladungen von Parido. Meine Freunde sehr wohl, das versichere ich Ihnen, und ich lauschte ihren schwärmerischen Berichten. Für *Alferonda* aber fand Parido keinen Platz in seinem großen Haus. Warum sollte ihm *Alferonda* dann in seinem ebenso großen Herzen Platz einräumen?

Eines Abends führte uns das Schicksal beim Kartenspiel zusammen. Ich hatte mehr Wein getrunken, als ein Spieler trinken sollte, und als ich sah, wie Parido jedem außer mir ein freundliches Gesicht zeigte, konnte ich dem Drang nicht widerstehen, ihn zu betrügen, bloß ein bisschen.

Wenn man beim Kartenspiel betrügt, um selbst zu gewinnen, weckt man notwendigerweise den Verdacht aller. Betrügt man hingegen nur, damit ein anderer verliert, so schafft man sich wahrscheinlich mehr Verbündete als Feinde. Je geringschätziger Parido mich musterte, desto öfter sorgte ich dafür, dass ihm nicht die Karte zufiel, die er wollte. Die Zahl oder Farbe, die er sich wünschte, fand stets ihren Weg in die Hand eines anderen Mannes oder, wenn es nicht anders ging, in meinen Ärmel. Augenblicke der Hoffnung, in denen er dachte, es würde sich für ihn zum Guten wenden, zerplatzten wie Seifenblasen. Mehr als einmal warf er einen argwöhnischen Blick in meine Richtung, doch ich hatte nur bescheidene Gewinne aufzuweisen. Wie konnte ich für sein Pech verantwortlich sein? Vermutlich hätte dies keine Folgen gehabt, wenn hier Schluss gewesen wäre. Er verlor an

jenem Abend ein paar Gulden, aber nichts von Bedeutung. Ein Mann wie Parido weiß, dass er nie mehr Geld mitbringen darf, als er als Preis für eine Abendunterhaltung zu verlieren bereit ist. Ein paar Monate später jedoch nahm die Sache eine andere Wendung.

Ich wusste, dass Parido und sein Handelskonsortium ein Manöver mit Salz aus Setübal planten. Der Preis war seit einiger Zeit niedrig, deshalb waren die Exporte reduziert worden. Er musste also bald steigen, und Paridos Männer wollten sich lieber selbst um diesen Anstieg kümmern, statt davon überrascht zu werden. Ich erfuhr davon durch einen Schankwirt – einer von vielen, die ich für derartige Informationen bezahlte – und sah die Gelegenheit, selbst einen Profit zu machen. Ich möchte betonen, dass ich nie eine Aktion nur zu dem Zweck durchführte, Parido zu schaden. Wir mochten uns nicht besonders, doch das zählte nicht viel, wenn es um Börsengeschäfte ging. Ich tat, was ich tat, um Geld zu verdienen. Mehr war es nicht.

Paridos Konsortium begann, das Gerücht zu verbreiten, dass die nächsten Salzladungen zu einem weitaus höheren Preis verkauft werden sollten, als man erwartet hatte. Damit hofften sie, an der Börse bei denen die Kauflust anzustacheln, die sich den gegenwärtigen, niedrigen Preis sichern wollten. So beabsichtigten sie, mit dem Salz, das sie selbst erworben hatten, und mit ihren Verkaufsoptionen Profit zu machen: Sie wetteten also darauf, dass der Preis steigen würde. Als sie anfangen, ihr Salz zum neuen Preis zu verkaufen, verkauften ich und meine Mittelsmänner ebenfalls und überschwemmten den Markt, um aus der Preisdifferenz Kapital zu schlagen. Meine Methode ermöglichte es mir, ihren Plan Gewinn bringend für mich zu nutzen. Sie hatte außerdem den Nebeneffekt, dass ihr Geschäft unrentabel wurde, und ihre Verkaufsoptionen kosteten sie schließlich eine nicht unbeträchtliche Summe. Aber das war der Preis, den sie für ihre Gaunerei zahlen mussten.

Ich achtete immer darauf, mich hinter fremden und unbekanntem Maklern zu verstecken, wenn ich diese Art von Manövern ausprobierte. Doch Parido brüstete sich damit, die besten Verbindungen zu haben, und er kam mir schließlich auf die Schliche. Am nächsten Tag trat er in der Börse hinter mich. »Sie sind dem falschen Mann in die Quere gekommen, Alferonda«, sagte er.

Ich erwiderte, ich wüsste nicht, was er meinte. Mein Vater hatte mir geraten, stets alles zu leugnen.

»Ihre Lügen beeindrucken mich nicht. Sie haben davon profitiert, meinen Plan zu vereiteln, und mich um viel Geld gebracht. Ich werde dafür sorgen, dass Sie bekommen, was einem so niederträchtigen Gauner gebührt.«

Ich lachte über diese Drohungen, wie ich über andere zuvor gelacht hatte. In der Tat vergaß ich seine Worte, während Monate und sogar Jahre verstrichen. Er mochte mich nie, er sprach schlecht über mich, wenn er konnte, aber meines Wissens trat er nie gegen mich auf. Es konnte sein, dass er bei einigen Geschäften, die schief liefen, mein Gegenspieler war, doch das konnte auch Schicksal sein. Ich glaubte eher, er hätte nicht gezögert, sich einen mir zugefügten Schaden offen als Verdienst anzurechnen.

Aber dann wurde er in den Ma'amad gewählt. Als reicher Kaufmann und zugleich *Parnass* besaß er nun so viel Macht, wie es einem Mann in unserer Gemeinde nur möglich war. Ich hatte keinen Grund, seine Wahl zu feiern, doch ich hatte auch keinen Grund für den

Verdacht, dass er seine neue Stellung dazu nutzen würde, mich so rücksichtslos anzugreifen.